

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1926)
Heft: 12

Artikel: Spekulationen über den Geist
Autor: Howald, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-760074>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Spekulationen über den Geist

Von Ernst Howald

Es scheint im allgemeinen die verblüffende Annahme zu herrschen, der Geist sei dem Menschen zur Erkenntnis der Wirklichkeit gegeben; zum mindesten sei dies seine eigentliche Zweckbestimmung. Die Mangelhaftigkeit der bis anhin erzielten Resultate sollte freilich darüber aufklären, dass er dafür ein ganz ungenügendes, ja liederliches Instrumentum ist; jeder unserer vielgeschmähten, proletarischen Sinne erfasst in einem Minimum von Zeit mehr von der Wirklichkeit als seine Hoheit, der Geist. Erkenntnis um ihrer selbst willen kann ursprünglich nicht in der Absicht des Geistes gelegen haben, muss er doch als Waffe des physisch Schwächern gedacht werden in dem sattsam bekannten Kampf ums Dasein. Er hatte daraufhin ausgebildet zu sein, dass aus ihm unmittelbar Handlungen, Abwehr- und andere Maßregeln, resultierten; er tut das, indem er kombiniert, vergleicht, indem er Wahrscheinlichkeitsberechnungen aufstellt. Also *Wahrscheinlichkeiten* und keine *Wahrheit*. Die Wirklichkeit aber duldet nur die Wahrheit, nur Ja oder Nein; sie ist ein Einmaliges, nicht ein Einzelfall aus einem Vielmaligen; sie ist von einer solchen Tatsächlichkeit, dass sie sich jeder Berechnung, jeder geistigen Durchdringung entzieht. Auf dem Gebiet des Geistes gedeihen nur Wahrscheinlichkeiten; sie sind ihm adäquat, dem das Gestern und das Morgen ebenso zugänglich ist wie die Gegenwart, die wir für den Moment mit der Wirklichkeit identifizieren dürfen. Sicherlich sind sie als Reaktionsmaßnahmen, als Handlungsmotive für die Gattung mit ihrer ungeheuren Zahl von Individuen, die für solche Berechnungen ja Voraussetzung ist, ein wertvolles Hilfsmittel. Aber Erkenntnisse schaffen sie nicht; sie bilden Konstruktionen, eine Durchgeistigung der Realität, eine systematische Fälschung und Verdrehung derselben. Nie ist der Geist imstande, auch nur das geringste Gran der Wirklichkeit zu erfassen, nie ist das Gedachte irgendwie ein Abbild der Realität. Geist und Wirklichkeit sind gänzlich verschiedener Ordnung, sie gehören zwei verschiedenen Räumen, zwei verschiedenen Bezugssystemen an.

So gestattet auch kein Schlüssel die Umsetzung der Chiffren des Geistes in die der Wirklichkeit. Seine Antithesen, Polaritäten, Stufenfolgen, die ihm liebe Dreiheit der Wege und Wurzeln kommen nur in seinem Raume

vor; kein Schritt führt von ihnen zur Realität; keine Beziehungen gibt es zwischen diesen beiden inkongruenten Räumen. Ihnen beiden eignen ganz verschiedene Wesenheiten. Das einzige Charakteristikum der Realität ist, dass sie *ist*. Mag dies auch zuerst etwas banal erscheinen, so wird in uns ein erster Schauer vor der Ungeheuerlichkeit dieses Prädikats vielleicht doch schon dadurch hervorgerufen werden, dass wir uns daran erinnern, mit welchem heißem Verlangen Denker und Gelehrte aller Art und aller Zeiten sich darum mühten, ihren Gedankenwelten den Seinscharakter zu verleihen, wie sie mit Attrappen der Grammatik und Gaukeleien der Rhetorik um dieses *eine* Prädikat rangen – um seiner mit aller Überredungskunst doch nicht habhaft zu werden. Wie stellt sich nun aber auf der andern Seite der Geist zum Sein? Hier heißt es Vorsicht walten lassen. Dem Geist als aktivem Prinzip, als *actio cogitandi*, Seinscharakter abzusprechen, das wäre doch wohl ein lächerliches Unterfangen; das *cogito ergo sum* hat diese Seite seiner Bedeutung nicht eingebüßt. Anders aber, wenn wir den Geist als Passivum nehmen, als *res cogitata*. Für diese müssen wir den Satz aufstellen: *Cogitatur ergo non est*. Damit entbehrt er eines Prädikats, das wir immer und immer wieder als eine unerhörte Köstlichkeit empfinden. Wir verstehen gar wohl, dass darum der Geist gar oft in Misskredit gerät und der Verachtung anheimfällt. Seine Wesenheit, d. h. die Fülle seiner Eigenschaften, muss wahrhaft respektabel sein, wenn sie ausreichen sollen, diesen fast unersetzbaren Verlust quitt zu machen. Seine Wesenheit ist nicht leicht zu umzirkeln; wir wollen sie einmal Ordnung, Gesetz nennen. Eine ihm innewohnende Eigengesetzlichkeit, also eine Wesenheit, die ganz unabhängig ist von dem Objekt, an dem er sich betätigt, unabhängig ist vom *Inhalte* des Denkens, bringt es zwangsläufig mit sich, dass wie durch einen Zauberstab alles in irgendeiner Weise geordnet und eingeordnet, organisiert und in Beziehung gesetzt wird, dass alles Form und Konturen, Grenzen und Glieder erhält. Die viel beschriebenen Begriffe sind die vornehmsten dieser Ordnungen, die eigentlichen Eckpfeiler der Denkprozesse; aber sie sind gleichzeitig von sublimster Unwirklichkeit. Zu diesen Begriffen führt nach den anständigen Grundlehren der Schulphilosophien aller Zeiten das logische Denken. Dieser entsetzlich mühsame und etwas pedantische Weg wird aber mit Vorteil nur für kleine Etappen verwendet. Jedermann bedient sich daneben gerne – für größere Gedankenreihen kommt er, falls er überhaupt an ein Ziel gelangen will, gar nicht darum herum – des raschen, gleichsam stenographischen Weges der Intuition, die ihre Gesetzlichkeit in tieferen Gründen des Geistes besitzt. Im Resultate unterscheiden sich die beiden nicht. Beider Wege

Ergebnis ist Ordnung, Form, ja, wenn man will, *Methode* – Methode als Ziel. Der Geist ist ein methodologisches Ding. Zwar sucht er immer Ordnung, Beherrschung, Übersicht; aber zu diesem Ziele führen zahllose Wege. Die Möglichkeiten der Ordnung sind zahllos; es gibt Polaritäten, es gibt konzentrische Kreise, es gibt harmonische Disharmonie, es gibt bestmögliche Ordnungen, Kosmoi; sie alle sind dem Geiste möglich; sie sind ihm wichtig, das Wie ist ihm wichtiger als das Was. Das Wie ist seine eigentliche Wesenheit. Die Methoden handhabt er mit der Freude souveränen Könnens. Siegesicher schlägt er einen der Wege ein; hat er einmal seine Grundrichtung gewählt, so folgen die Resultate fast von selber aufeinander; sie folgen aus den Eigengesetzen, die wir nur ahnen und aus denen die Logik nur einen kleinen Ausschnitt bietet. Ein kleines Verschieben des Schwerpunktes, ein leises Hinübergleiten zu einem anderen Ordnungsprinzip, in eine andere Methode, erlaubt tausenderlei Varianten, ein Spiel der Möglichkeiten. Wahrhaftig ein Spiel; der Geist ist seinem Wesen nach spielerisch. Er kann so, er kann aber auch anders, wenn es nur eine Ordnung gibt. Will es auf einem Wege nicht weiter gehen, dem man eine Zeitlang mit Inbrunst sich hingegeben, nun wohl, so versucht er sich auf einem andern. Er ist beweglich und wandelbar, unbeschwert und himmelstürmend – weil er kein Sein mit sich zu schleppen hat.

Zweierlei Dinge sind sie, Realität und Geist. Sie haben keinen Berührungspunkt, kein Steg führt vom einen zum andern. Des einen Wesen ist die Existenz; das ist das Einzige, was es zu bieten hat. Des anderen Wesen ist ein formales, formendes; der Geist ist Ordnung und Methode, aber er *ist* nicht. Deshalb ist er aber nicht etwa das Nichtseiende, denn dieses ist eine Polarität zur Wirklichkeit, die als solche nur auf denkerischem Gebiet möglich wäre; nein, er darf überhaupt in keine Beziehungen zum Seienden, zur Realität gesetzt werden. Es ist einfach so, dass das herrliche Prädikat des Seins nicht zu den Prädikaten des Geistes gehört; dieses Prädikats muss er entbehren. Vielleicht entbehrt, so wollen wir einstweilen sagen, ohne uns zu verpflichten – vielleicht entbehrt andererseits die Realität der Ordnung, der Form, aber nur vielleicht, möglicherweise. Das Bedürfnis, dass dem so sein soll, entspringt ja wieder einem rein geistigen, also nur im geistigen Raume gültigen Prinzip, dem der Antithese, das wir keinesfalls auf die Beziehung zwischen den beiden Räumen übertragen dürfen.

Freilich eine – *Verbindung*, dürfen wir nicht sagen, aber eine Reibungsfläche von Geist und Wirklichkeit gibt es: Die Wirklichkeit bildet den *Inhalt* des Denkens. An und für sich könnte man davon träumen, dass die Vollendung des Geistes ein in sich selber befriedigter Geist wäre, ein Geist,

der gleichsam *nur* Form, *nur* Spiel, *nur* Methode wäre, ein Geist, der von einem beliebigen Ausgangspunkt aus eigengesetzlich, ohne je einen fremden Einschlag zu erleiden, weitersänne bis ins Unendliche. In diesem Sinne haben sich schon mystische Denker den Kosmos, d. h. die Ordnung der Welt, als einen Traum oder einen immer weitergesponnenen Gedanken der Gottheit vorgestellt. Eine solche Geistigkeit mag auch Valéry's Monsieur Teste erreicht haben, der *classificando* durch das Leben geht, das mögen die «*découvertes ou plutôt les opérations d'un certain genre*» sein, die M. Teste entdeckt hat, ein seltsam unmögliches Traumgebilde, ein Versuch Paul Valéry's, das Absolute zu verwirklichen. «*Hélas ou heureusement, je ne fus et ne suis que l'interlocuteur*» (Worte Valéry's bei Jean Prévost, *La pensée de Paul Valéry*).

In Tat und Wahrheit ist der Ausgangspunkt des Geistes immer die Realität, d. h. eine Sensation, ein Sinneseindruck, ein Erlebnisatom, das ihm übermittelt wird. So mag der erste Moment, ein Moment von einer unendlich kleinen Zeitdauer, in gewissem Grade Realitätserfassung sein, aber schon der zweite Moment, d. h. der erste Schritt, den der Geist tut, führt ihn äonenfern von der Wirklichkeit weg; in dieser andern Welt, in diesem andern Raum lösen sich nun die geistigen Abfolgen ab, langsam oder schnell, aber auf alle Fälle nur ihren eigenen, d. h. geistigen Gesetzen gehorchend. Mit der Wirklichkeit haben sie nichts zu tun, wenn sie sich auch mit ihr zu beschäftigen scheinen. Bald aber dringt eine neue Sensation, ein neues Fanal der Wirklichkeit wie ein Meteorstein eines unbekanntes Kosmos in diese konsequente rein geistige Reihe ein, stört sie, macht sie unsicher, zwingt sie, nicht zum letzten durch die plumpe Realität des Seins, neueinzusetzen, und von neuem hebt das Spiel an und von neuem geht es weiter. Ein wirklicher Denkvorgang ist also keine reine, nur in sich begründete Linie, sondern eine vielfältig gebrochene; die Bruchstellen sind jene Momente, wo die Wirklichkeit als kleine und kleinste seelische Erregungen und Erlebnisse in sie hineinpfuscht. Man könnte etwa sagen, dass die Realität eine Art Kontrolle über jene geistigen Vorgänge übt und dass, je häufiger diese Einwirkungen stattfinden, die Denklinie um so mehr gezwungen wird, parallel der Realität zu verlaufen. Doch schon dies ist zu weit gegangen, denn trotz dieser «Kontrolle» haben doch Geist und Wirklichkeit keine Möglichkeit der Berührung; der Geist formt jene *Eindrücke*, die ihm durch seinen Körper (oder seine Seele) von der Realität vermittelt werden; er bringt sie in eine Ordnung, die ausschließlich die seine ist. Er ordnet und simplifiziert sie, um fähig zu sein, Stellung zu ihnen zu beziehen; erst eine sekundäre Ausgestaltung, fast möchte ich

sagen ein Missbrauch ist es, wenn man den Geist verwendet, um zu erkennen. Während der naive und ursprüngliche Geist das ständige Hineinspielen der Eindrücke eher als störend empfindet, ja sich dadurch zu immer neu anhebenden Gedankenreihen treiben lässt, so sucht der um Erkenntnis sich mühende Geist sie auf, da er in seiner Narrheit wähnt, dadurch der Wirklichkeit so nahe zu kommen, dass er sie sich anzueignen imstande sei. Mit Qualen und unter stetiger Anstrengung, die seine ganze Energie in Anspruch nimmt, zwingt er sich, immer neue Unterbrechungen sich gefallen zu lassen, um zu prüfen, ob er sich nicht von der Realität entferne. Er legt ein engmaschiges Koordinatensystem über die Wirklichkeit und meint, sie könne sich ihm bei solchen Vorsichtsmaßregeln nicht entziehen. Der Geist aber wehrt sich verzweifelt dagegen; er fühlt, dass er sein eigentliches Wesen opfert, seine Freiheit preisgibt, er glaubt sich verkümmert und verschachert. Der Gipfelpunkt dieses Kampfes wider die Souveränität des Geistes ist die Wissenschaft; sie hofft aus dem Geiste nur ein Werkzeug machen zu können, ein Instrument, das weggeworfen wird, wenn es sein Ziel erreicht; sie zwingt ihn unter ein ständiges Kontrollsystem, unter dem er zu siechen beginnt. Darum leidet die geistige Totalität des Gelehrten so oft Schaden, nicht durch die Spezialisierung, denn diese könnte den an keinen Inhalt gebundenen Geist nicht verstümmeln, sondern durch die Zwangsjacke der Wirklichkeitskontrolle, die ihm angezogen wird. Gegen diesen Zwang sträubt sich der Geist und sucht dem Gelehrten, wo er nur kann, ein Schnippchen zu schlagen, ihn fortzureißen und ihn die Kontrolle vergessen zu lassen. Der Gelehrte aber ist aus diesem Grund ein Märtyrer, das wissenschaftliche Arbeiten eine schwere und aufreibende Tätigkeit, während das reine Denken ein Genuss, ein Wollust, das absolute Glück bedeutet. Und liegen wissenschaftliche Erkenntnisse generationenweit zurück, dann zeigt sich unserm betrübnen Auge, dass, abgesehen von den gleichgültigen Nebendingen, um die es auch der damaligen Wissenschaft gar nicht zu tun war, von einem Erfassen der Wirklichkeit gar nicht die Rede sein kann, dass, was jene frühern Geschlechter geforscht und gedacht, erstarrte, uns leblos angrinsende Methode ist, zu Seiendem gewordener Geist, nicht, wie sie hofften, zu Geist gewordene Wirklichkeit.

*

Der Geist, als Abwehrinstrument, hat sich vom ersten Moment an, wo sich – in ihm – die Selbstbewusstwerdung des Individuums vollzog, in den Dienst dieser Sache gestellt. Der mit dieser Erkenntnis einsetzende

Kampf – einer Erkenntnis, die zwar keine psychischen Faktoren ändert oder neuschafft, aber solche in Bewegung setzt und sich unterordnet – der Kampf um die Lösung der seelischen Widersprüche wurde von da an die eigentliche Sphäre, der Hauptinhalt dessen, was man höheres geistiges Leben zu nennen pflegt. Nachdem die religiöse Lösung sich erledigt hatte, wurde sie abgelöst durch die folgenschwere naturphilosophische, d. h. den Versuch, die Ordnungsprinzipien des Geistes auf die Realität zu übertragen, also die Realität zu vergeistigen. Direkt konnte dies freilich dem verlassenem, um seine Autarkie ringenden Individuum nicht helfen, aber dieser harmonische Kosmos bildete ihm ein Symbol für die erstrebte Harmonie seines Ichs. Ein Glaubensakt vollzog die Hypostase des Makrokosmos an Stelle des Mikrokosmos. Damit dieser Glaubensakt sich vollziehen könne, brauchte es aber das Fehlen von widerstreitenden Tatsachen, und so setzte bohrend der Geist am Kosmos ein, um seine « Harmonie » zu prüfen. Er verlangte eine Wirklichkeitskontrolle; aus dieser gleichsam religiös postulierten Kontrolle erwuchs dann nachher die Wissenschaft, diese europäische Spezialität.

Das Symbol aber, der Kosmos oder im weiteren Sinne die Realität überhaupt, erwies sich rasch als ungeeignet, als nicht fügsam, und schon nach ganz wenigen Generationen ließ sich keine andere Lösung mehr finden als die Versetzung in den andern Raum, den geistigen, in die Transzendenz (unter der Form eines ideellen, eben gedachten Kosmos), und die neue Glaubensaufgabe, die leichtere und jeder Kontrolle sich entziehende war es, diesem gedachten Kosmos das ihm fehlende, aber ach! so begehrenswerte Prädikat des Seins zu verleihen (Parmenides). Dies blieb im großen und ganzen das letzte Wort der Antike in der Auseinandersetzung zwischen Geist und Realität; nur eine Spezialität, eine eigentümliche Färbung dieser Transzendenz, ja geradezu ein Gleichnis war es, wenn Platon das geistige Ordnungsprinzip par excellence, das mathematisch-geometrische, auf seinen transzendenten Kosmos anwandte; er stellte sich ideale Maßverhältnisse, Verhältnisse, die durch ganze und meist einfache Zahlen ausgedrückt waren, als Ordnungscharakteristikum desselben vor. Schlichte Proportionen schienen ihm das gegebene Gleichnis für Ordnung und Harmonie zu sein. – An eine Gesetzmäßigkeit des Diesseits dachte aber niemand; ein Versuch des Aristoteles in dieser Richtung blieb ohne nachhaltige Folgen.

Zu Beginn der Neuzeit sollte nun aber der platonische, mit Mathematik spielende Versuch eine unerwartete, erstaunliche Weiterung erfahren. An eine Gesetzmäßigkeit der Bewegung hatte aus einer ursprünglich

religiösen Befangenheit heraus – die Bewegung galt ihr als Sünde, konnte also unmöglich Träger der Harmonie werden – die Antike nie gedacht. Ihr Harmonieprinzip blieb immer statischer Natur. Als die platonische Philosophie am Ende des Mittelalters wieder auferstand, war die Bewegung nicht mehr mit dieser Sündenvorstellung behaftet, im Gegenteil war zum mindesten die Gestirnsbewegung in positivem Sinne religiös ausgewertet. So lag der Gedanke in der Luft, die geistige Ordnung in der Form des mathematischen Gedankens auf den *bewegten* Kosmos anzuwenden. Das war bei Kopernikus und seinen Zeitgenossen zum guten Teil noch ein Spiel, ein platonisches Gleichnis; nur ein mechanisches Gleichnis an Stelle eines geometrischen. Zum frohen, verwirrten Erstaunen stimmte dieses aus absolut geistiger Sphäre bezogene Gleichnis auf dem Gebiete der ganz großen Körper, der Gestirne, während die platonischen Gleichnisse in der Anwendung nie gestimmt hatten, auch gar nicht zu sorgfältiger Ausarbeitung reizten. Relativ einfache mathematische Formeln gaben den Lauf der Planeten wieder. Von da an, von dieser Entdeckung an erfüllte ein Rausch naturwissenschaftlicher Ekstase die Welt; mochte er auch manchmal verklingen oder zum mindesten stark zurücktreten, so ist er doch das eigentliche Charakteristikum für die Neuzeit; so diktierten auch bis in allerjüngste Zeit die Naturwissenschaften der Philosophie die zentralen Fragestellungen.

Was war geschehen? Das Unerwartete, Erstaunliche, völlig und ewig Rätselhafte: Die Gesetzmäßigkeit, die der Geist suchte, die er der Wirklichkeit aufzwingen wollte, *fund* er in ihr als schon vorhanden. Eine gewisse Gesetzmäßigkeit ist Wirklichkeit, *ist*. Es ist begreiflich, dass diese Entdeckung die Menschen nicht mehr loslässt. Ein zweiter Rausch begann im 19. Jahrhundert, als es sich zeigte, dass auch für die ganz kleinen Körper, die Atome, mathematische Gesetze gelten, mit dem Auftreten der Chemie. Wieder waren Übertreibungen die natürliche Folge. Man glaubte das Recht zu materialistischen Weltanschauungen zu haben, die den Geist nur noch als eine Funktion der Wirklichkeit anschauten. Der Kater ließ nicht auf sich warten, indem die Fülle der Realität, d. h. nicht diejenige der Sternwarte oder der Experimentierstube, allen Formeln trotzte und in alle Zukunft trotzen zu wollen scheint.

Das ändert aber nichts an der Tatsache, dass für gewisse Regionen der Wirklichkeit ein Prädikat, das der Ordnung und Gesetzmäßigkeit, zuzutreffen schefnt, das wir als das Hauptprädikat des Geistes erfasst haben. Das wird von mancher Seite als Gottesbeweis angesehen, zum mindesten als Beweis einer überindividuellen Wirksamkeit des Geistes oder dann

auch der Existenz, der Realität des Geistes. Sicherlich ist diese Sache das Problem der Probleme, deren Lösung vielleicht auch damit gegeben wäre, wenn sich die naturwissenschaftlichen Gesetze als prinzipiell anderer Art als die Ordnungen des Geistes erwiesen, z. B. als rein statische «Gesetze». Doch lassen wir dieses Rätsel liegen und kehren wir von diesen großen Fragen wieder zum Mikrokosmos unseres Ichs zurück.

Welchem Raume gehören *wir* nun eigentlich an, dem seienden oder dem geistigen? *Ist* unser Leben, *sind* unsere Leidenschaften, unsere Gefühle und Empfindungen? Rasch ist man wohl bereit, diese Frage überhaupt als lächerlich zu betrachten. Wie dürfte man die Existenz dessen bestreiten, wovon man das Bewusstsein als einer absoluten Realität, ja als der allersichersten aller Realitäten in sich trägt! Aber es handelt sich nicht um die bloßen motorischen und sensiblen Funktionen des Ichs, sondern um alles das zusammen, was man als Ich und als Ichbetätigungen bewusst empfindet. Nun liegt gewiss die eigentliche psychische *Realität* in Schmerz und Glück, aber auch in jener ganzen abklingenden Skala dumpfer Empfindungen von Lust und Unlust; diese psychische Realität teilen wir mit dem Tier. In letzter Zeit ist in steigendem Maße unsere Aufmerksamkeit gerade auf diese minutiös kleinen Triebchen und Erregungen gerichtet worden, deren Gewichtigkeit eine intellektualistische Betrachtungsweise völlig ignoriert hatte. Aber wir wollen nicht ins andere Extrem fallen. Außer in den doch außerordentlich raren Momenten, in denen unser Bewusstsein ganz von einer positiven oder negativen Erregung beherrscht wird, sind diese Realitäten in der Form von Stimmungen, Hemmungen und ähnlichem fast nur unsere stillen Begleiter. Sie haben zwar für sich die brutale Tatsächlichkeit der Existenz, die sie immer wieder für Augenblicke triumphieren lässt; aber ihre Schwäche liegt in ihrer Isoliertheit, in ihrer Dauerlosigkeit. Die verbindenden Fäden zwischen ihnen, die zieht erst der Geist; er vereinigt die einzelnen und gibt ihnen unserm Bewusstsein gegenüber ihre Deutung; er bettet sie ein in seelische Daueraktionen. Wie bei der Erkenntnis, so ist es auch hier. Diese Daueraktionen, Leidenschaften heißen im weitesten Sinne dieses Wortes, gehen von einem jener Empfindungsatome aus, es herauslesend aus der Menge der Allzuvielen, zufällig ein einzelnes ehrenvoll erhebend in die Lichtwelt des Bewusstseins. Gleich ordnet der Geist es ein in irgendein von ihm erdachtes Lebenssystem, in irgendeine *Fiktion*, baut es nach seinen eigenen Gesetzen aus und ginge so weiter und weiter, wenn nicht von Zeit zu Zeit die Triebrealityt wieder durch einen neuen Wurf die ruhig und gesetzmäßig sich erweiternden seelischen Kreise stören würde. Auch hier gibt

es diese gebrochene Linie, und gar oft hat der weitergesponnene Gefühlsfaden Mühe und Not, seine Richtung der schon unendlich von ihm entfernten Realität wieder anzupassen.

Diese Linien nennen wir, wie gesagt, Leidenschaften. In ihrer Dauer, in ihrer Geschlossenheit und in ihrer Schönheit sind sie Fiktionen, aber sie sind hie und da gestützt, realisiert durch jene psychischen Kleinorganismen. Wahrhaft töricht sind die Menschen, die meinen, wenn sie sich irgendeiner Leidenschaft hingeben, Positivisten und Materialisten zu sein, dem Geiste zu trotzen, dem Idealismus ins Gesicht zu schlagen; sie leben von Fiktionen des Geistes so gut wie der weltfremdeste Gelehrte. Nur haben ihre Fiktionen in den von diesen aufgesogenen Triebrealitäten solch elementare Haften, dass sie über den wahren Charakter der Leidenschaften hinwegtäuschen können. Freilich beim Anblick des leidenschaftlichen Nächsten täuscht sich niemand über seines Zustands geistige Basis. Würde es sich nur um Triebaktionen handeln, wie könnte der Unbeteiligte den Anblick einer solchen als schön und groß empfinden? Der Gedanke der Ordnung, des Organischen, der Überwindung des Isolierten und Zufälligen zwar nicht in einem freien Willen, aber in einer geistigen Leistung, das ist es, was uns an der Leidenschaft bewunderungswürdig erscheint. Darum gleichen sich die Leidenschaften auch untereinander, mögen die sie stützenden Triebe auch noch so different sein. Sie alle sind Abläufe geistiger Gesetzmäßigkeit. Leicht gehen sie ineinander über, und auf alle Fälle tragen sie alle, in zunehmendem Maße mit höherem Alter und geistiger Vollendung, in sich Symbolcharakter für jene Sorge, die dumpf, unbewusst oder bewusst, die Hauptsorge des erwachsenen Menschen bildet, die Sorge um die Freiheit des Individuums. So erhalten alle Leidenschaften den Charakter leidenschaftlicher Symbole; sie sind Ausdruck einer wohldurchorganisierten Ursehnsucht des zum Ichbewusstsein gekommenen Menschen nach Harmonie und Individualglück. Ob Eros oder Gottesliebe, ob irgendeine Besitzeslust oder Kunstfreude die momentane Spezialform der Leidenschaft sei, neben ihrer Eigenfiktion nimmt sie in sich symbolhaft auch die Fiktion jenes Zentralproblemes auf. Die Königin unter ihnen aber ist der Eros, der den Geist in seiner höchsten Vollendung als souveränen Organisator und Schöpfer zeigt, dabei freilich auch dem Außenstehenden besonders scharf die Irrealität und die Fiktivität, ja auch die Symbolhaftigkeit seiner ganzen Macht enthüllt.

Da aber ein guter Teil, ja weitaus der größte Teil dessen, was wir Leben nennen, aus diesen Dingen besteht, so ist demnach der größte Teil unseres Lebens eine Fiktion. In der Hauptsache *sind* wir also nicht. Gewiss, es ist

etwas Reales darunter, es gibt eine Realität des Lebens, aber als ganzes ist das « Leben » die Organisation jener Unterlage, wie beim Kunstwerk die Farbstoffe und die Leinwand in unserer Vorstellung desselben eine geringe, vielleicht überhaupt keine Rolle spielen. Natürlich muss sich der Geist jenen Lebensatomen in gewissem Grade anpassen; will er zu überlegen seine Gestaltungen schaffen, so wird er durch ihre brutale Faust in seine Sphäre zurückgewiesen. Aber er ist ein solcher Meister, dass ihm dies gar nicht viel Beschwer bereitet. Er kann es sich auch leicht machen, hat er doch Vorbilder genug. Die Zeit, die Umgebung, die einfachen eigenen Gesetze, sie zeichnen ihm ja den Weg vor; schöpferische Phantasie braucht er gar nicht so viel. Darum sind die Menschen auch alle so sehr gleich. Wie sind sie sicher in ihrer Realität voneinander verschieden, aber – und damit sind wir bei einer Schattenseite des Geistes angelangt – die Ordnung, die er ihr aufdrückt, ist oft recht langweilig. Oft müssen wir es zugestehen: Würde nicht selbst in der konventionellsten Organisation die Realität doch noch irgendwo durchschlagen, so wäre im allgemeinen an den Menschen wenig Wohlgefallen. Freilich erleichtert dies auch den menschlichen Verkehr; man hat gleichsam die paar Formeln in der Hand, mit denen man das Rätsel des Nächsten auflöst. Man tut nur so, wie wenn der Mensch unergründlich wäre; sein Leben ist ja ein Denkrätsel, keine Realität; einer solchen käme man schon schwerer bei. Gerät man einmal aber an einen Menschen einer ganz unabhängigen Kultur heran, sagen wir zum Beispiel an einen Ostasiaten, dann versagt man plötzlich: Andere Denktraditionen haben ihm ein ganz anderes Gesicht gegeben; die Realitäten aber sind kaum verschiedener als die zweier Europäer untereinander.

Die Summe dieser Fiktionen bildet also das eigentliche menschliche Leben. Seit der Entdeckung des Individuums gründet der Geist aus diesen einzelnen Einheiten in hemmungsloser Überorganisation nochmals eine höhere Ordnung und Einheit, den menschlichen Charakter. Die Fiktion der Fiktionen ist diese Dauer, dieses Gestern, Heute und Morgen eines Menschen, wo doch die Realität nur ein Heute hat. Jetzt wird das menschliche Leben zu einem logischen Exempel gemacht; von einem gedanklichen Ausgangspunkt aus wird es weiter gedacht, bis das « Werde, wer du bist » zur Tatsache geworden ist, bis man in sich, d. h. in seine Fiktion hineingewachsen ist. In diesem Sinne erzieht sich der Mensch, denn auf diesem fiktiven Boden ist eine Erziehung natürlich leicht möglich, so gut wie der werdende Mensch insofern erzogen werden kann, als ihm würdige Fiktionen eingepflanzt werden. Wohl ihm, wenn sie in nicht allzu grellem

Widerspruch zu seinen psychischen Gegebenheiten stehen. Dann wird er sie sich ohne Schwierigkeit aneignen. Viel mühsamer ist es aber für ihn, wenn er sich seine Fiktionen selber erwerben muss. Freilich wird er dann auch eher sich zu dem heranbilden, was man gemeinhin einen Charakter nennt; denn unter einem solchen versteht man doch wohl einen Menschen, der sich Lebensfiktionen geschaffen hat, die in irgendeinem Maße von den üblichen abweichen.

Geist ist nur im Individuum möglich. Aber das Gedachte kann so ewig sein wie die Realität; das Individuum ist gleichsam der Mutterleib, der einzig fähig ist, das Geistige zu gebären. Aber kaum geboren, trennt er sich auf immer von seiner Erzeugerin. Zwar *ist* er nicht im absoluten Sinne des Seins, aber er ist für den aufnehmenden Geist anderer Individuen, sobald er irgendeine sichtbare Form der Gestaltung annimmt. Vor der Entdeckung des Individuums war die Loslösung des gestaltgewordenen Geistes von seinem Schöpfer eine völlige; seit jener Entdeckung hat die Fiktion von der Einheit des Menschen und die übertriebene Hochachtung, die wir vor dieser zu haben pflegen, dazu geführt, dass wir den Schöpfer fast über das Geschaffene, den homo cogitans über das cogitatum stellen. Gewiss ist auch die Fiktion Mensch, die ja auch ein geistig Geschaffenes ist, in gewissem Grade ein Geisteswerk, aber durchsetzt mit peinlich viel Realitäten, – mit viel zu vielen. Es sieht so aus, als ob große Geisteshelden vor allem dazu da wären, damit ihr Leben als pädagogisches Vorbild für die Gestaltung anderer Leben dienen könnte. Es wird vielleicht überhaupt auf die Gestaltung des eigenen Lebens zu viel geistige Kraft verwendet. Die Aufgabe ist undankbar; vor den entscheidenden Tatsachen des Lebens zerbricht sie gar zu leicht. Köstlich ist vor allem zu sehen, wie dem Geist das eine Problem des Lebens gänzlich verschlossen bleibt, der Tod. So ist der Tod, der dem primitiven Menschen im allgemeinen geringes Befremden erweckt, dem geistig Entwickelten eine harte Nuss, die er nicht zu bezwingen vermag. Das Leben als Inhalt des Denkens bietet dem Geiste immerhin viel Möglichkeiten, der Tod eignet sich nicht dafür.

Das sind Schwächen des Geistes. Er ist und bleibt ein Luxusartikel. Er verlangt Liebhaber, die sich ihn etwas kosten lassen; er braucht Freunde, die geneigt wären, zu bekennen: cogitare necesse est, vivere non necesse. Seine Lebensuntauglichkeit ist aber nicht das Gefährlichste an ihm; viel größere Gefahren liegen in ihm selber. Er ist das Empfindlichste, was man sich denken kann. Die ihn ständig bedrohende Krankheit ist die Tradition, die Mode, die vorgefahrenen Denkgeleise, die Trägheit. So beweglich er sein kann, immer wieder neigt er dazu, wenn man ihn sich

selber überlässt, sich genügsam in die Bahnen zu schmiegen, die ihm andere vorgedacht haben. Das ist seine wahre und furchtbare Pathologie. Das ist so verhängnisvoll, dass man beim Anblick dieser geistigen Seuchen oft am Geiste selber irre werden kann und einem jede Wirklichkeit, jede Tatsächlichkeit in ihrer Einmaligkeit als ein Genuss erscheint gegenüber dem Geist als Massenartikel. Solche Gedanken sind aber Blasphemien, darum harmlos wie alle Blasphemien; schlimmer sind die Ermüdungserscheinungen, wenn einem der Kampf gegen die entsetzlichen geistigen Moden, gegen die Schlagwörter und gegen die Abhängigkeit vom bestehenden geistigen Gute undurchführbar erscheint, wenn man an seinem Erfolge verzweifelt. Aber der heilige Logos ist unzerstörbar; im Momente der tiefsten Depression, gerade an sie vielleicht sich anknüpfend, fängt er sein gaukelndes Spiel wieder an, und urplötzlich stößt man in sich auf jene unerhörte Kostbarkeit, die einem beglückt wie nichts anderes, den Gedanken, den eigenen Gedanken. Um seinetwillen lohnt es sich zu leben.